

Zum Seiraten gehören bekanntlich in allen

— 1 —

Wir verraten im nachstehenden ein paar ein

now get ready, Mr. Smith and the dog.

die Männer, sie flechten und m

Lehret die Männer, o laßt euch beraten, 'elöer

Die kalte Kraftbrühe ist eine besondere Spezialität. Sie wird mit Tomatenmark und mit

-rn.

mittels eines Drahtes mit einem Zeiger auf
einem Zifferblatt am Bett der treusorgender

ischen „Auges“, und diese lassen den Zeiger je nach dem Grade der Unsauberheit über die par-

Der heilige Krieg der verkleideten Nonne.

... ..

Schönheitsköniginnenwahl.

Aug. Rindermund

der neunjährige Karl seinen Abscheu gegen diese ausdrückt. Sein ein Jahr jüngeres

Reinhold war ungezogen und Fräulein war

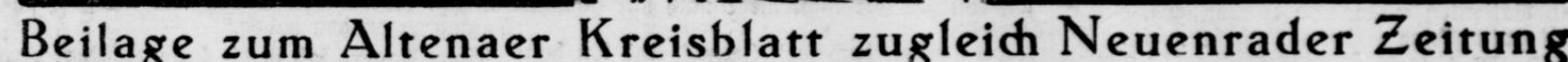
Baby sah zum Fenster hinaus vor dem groß

— 1 —

Der Lehrer an der Universität Oxford, Prof.

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena.
Druck und Verlag: Dr. G. Sont. Altena.

Zucker und Salz. — G. Canning, Montreal



192

Von Dr. Ilse Szagunn • Berlin.

gesunde. Schon in der Abweisung der Arbeitshaltung, durch die Vielgehaltigkeit der

Einige Beispiele sollen das zeigen.
Von größter Wichtigkeit ist zunächst die rich-

Daß richtiges Behen, richtiges Stehen (mit

In vielen Köpfen spukt noch die alte über-
nommene Idee, daß eine gute Hausfrau ni-

.....

Erhält sich so die Hausfrau einen gesunden
traffigen Körper und ein richtiges Gleichmaß

—□—

Man hat unsere Zeit mehr als einmal „Das Zeitalter der Menschlichkeit“ genannt. Jeder neu-

Wir wissen, daß ein nervöser Erwachsener ganz und gar ungeeignet zum Erzieher ist und

Sehr oft wird zu Unrecht von Nervosität

Nie hat man bei einem Erwachsenen (bei dem doch alles beruht ist im Vergleich zum Kinde

Nur ganz seltene oder schwere Fälle sind
resigniert ein Kind aus dem Rahmen de

Eine nervöse Mutter bedeutet aber eine Gefahr für das Kind. Ganz gesunde, nervenfeste

mal nicht zusammen. Denken wir immer

-D-

Von Anna Rappstein.

Aussteuer — das war einstmals das Kernstück

Das ist gründlich anders geworden. Sitten

Der neue Weg

Eine Bußtag-Skizze von Paul Richard Hensel

Er war betroffen an der Tür stehen geblieben. Aber nun konnte er nicht mehr zurück. Er war in der Eile zu einem Arzt gegangen, den er nicht kannte, und als sich die Tür öffnete, stand Irene Sand in weißer Schwesterntracht vor ihm.

Irene — drei, viermal sah er sie in der Tür des Wartezimmers erscheinen und die wartenden Patienten rufen, und er war froh, daß er Zeit hatte, seine Gedanken zu sammeln. Ein Jahr lang hatte er sie nicht gesehen, er glaubte ausgetrieben, was nur eine Episode schien und doch ein großes Erlebnis war. Warum sonst fühlte er sich jetzt so betroffen und erregt? Er hatte Irene lieb gehabt, aber es wurde ihm nicht leicht gemacht. Sie schien zu den jungen, unbekümmerten Mädchen zu gehören, die ihre Jugend nach eigenen Wünschen auskosten, die geliebt und begiebt sein wollten, ohne sich selbst zu binden. Immer erzählte sie von ihren Freunden, von Ausflügen und abendlichen Vergnügungen; ihre Tage schienen mit den vielfältigsten Dingen ausgefüllt zu sein, so daß nur wenige Stunden für Claus Anders übrig blieben. Und doch fühlte er, daß Irene an ihm hing, aber immer, wenn er glaubte, ein Ständchen ihrer Seele erobern zu haben, ihr näher gekommen zu sein, rückte sie mit einem paar leichtfertigen und neckenden Worten wieder von ihm ab, als wolle sie ihm zu verstehen geben, daß er nicht der Einzige sei, der in ihrem Leben liebt. Und zu jener Zeit gerade, als er sie mit beherrschender Liebe ganz genommen zu haben glaubte, löste sie sich aus ihrem Leben, ohne Auseinandersetzung, ohne Abschied. Sie verteilte, aber er hörte auch später nicht mehr von ihr. Nicht viel mehr als Scherz und Witzen hatte er zurückbehalten.

Nun, er konnte jetzt nicht zu dem Arzt hinein gehen. Er war zu befangen. Aber draußen in der Diele, als ihn die Schwester wieder

vermündert hinausließ, raunte er ihr zu: „Ich warte auf Dich.“ Und sie nickte, als könne es gar nicht anders sein.

Es dauerte lange, bis Irene Sand kam. Dann saßen sie in einer kleinen Konditorei. „Wie oft vor einem Jahr“, dachten sie wohl beide gleichzeitig. Und dann kam die erste Frage, zögernd, aber doch nicht zurück zu halten: „Warum hast Du gar nicht mehr nach mir gesucht, Claus?“

„Du wolltest doch fort, Irene. Und Du hast mich auch kaum vermisst. Es waren ja immer so viele Menschen um Dich.“

„Sagst Du das wirklich geglaubt? Niemand war da. Ich hatte doch nur Dich.“

„Er sah sie grenzenlos vermündert an. „Du hast es mit immer anders erzählt, mich immer fühlen lassen, daß ich in Deinem Leben nicht allein stehe. War es nicht so?“

Das junge Mädchen nickte. Es war ein leiser, aber inniger Klang von Scham in ihrer Stimme, als sie weiter sprach.

„Ja, ich habe Dir viel erzählt, was nie Wahrheit war. Ich wollte nicht kindlich und dumm vor Dir erscheinen. Du solltest Dir in dem Gedanken, daß mir auch andere nahe stehen, Mitleid geben um mich. Du solltest auch, wenn Du einmal von mir fort wolltest, nicht Rücksicht auf mich nehmen, vielleicht aus Mitleid nur bleiben, sondern solltest mich getrost lassen. Ja, auch das gebe ich zu: Interessant wollte ich mich machen. Aber — mag es richtig oder falsch gewesen sein — es war doch alles nur, um Dich zu halten, um Dir nicht zu verfallen zu werden, damit Du immer wieder neu mich gewinnen mußt.“ Sie zögerte verlegen. „Du bildetest mir dies Versteilen doch zur Qual.“ Sie bildete mir jetzt ein: Nun muß Du wissen, daß ich Dich liebe — aber ich wollte es bestätigt sehen. Darum fuhr ich fort. Jeden Tag wartete ich auf Dich. Du kamst nicht.“

Ein paar Monate später erfuhr ich, daß ich

Dich ganz verloren habe. Aber nein, sag nichts davon, ich verstand es ja; warum solltest Du ohne Frau sein? Ich hatte geliebt, warum solltest Du das Spiel ernst nehmen? Als wollte ich, daß sie aufkeimende Schammut ihrer Worte wegwischt, lächelte sie und sagte mit verändertem Ton: „Ist es nicht merkwürdig, daß wir uns gerade heute begegnen? Ich glaube, Du, jetzt wissen wir, warum wir morgen am Bußtag zu denken haben.“

Claus Anders sah in die braunen Augen des Mädchens, und es schien ihm, als hätte er sie nie in diesem klaren Lichte gesehen. Er war betroffen, daß Irene mehr von ihm wußte, als er geglaubt hatte, aber kein Wort des Vorwurfs trof ihm, kleine Klage, nein, daran dachte Irene Sand nicht. Sie war nur ein wenig schmerzhaft, daß es anders gekommen, als sie es in jugendlicher Unbekümmertheit vorausgesehen hatte. Langsam, bittend nahm er ihre Hände:

„Ja, wir beide werden morgen am Bußtag denken“, sagte er. „Auch ich. Ich hätte an Dich glauben sollen und durch Deine Worte hindurch Dein Herz sehen müssen. Das ist meine Bußpflicht. Aber, Irene, da es sich doch um Dinge handelt, die nur uns beide angehen, und da Büßen doch nichts weiter als Besserwerden heißt, ist es da nicht gut, wenn wir morgen den Tag zusammen verleben — und sei es nur, um zu versuchen, ob wir noch Freude daran haben, zusammen zu sein?“

Irene Sand zog ihre Hand nicht zurück. „Wenn Du es für gut hältst, Claus.“ Dann löschte eine von neuer Freude gedechte Schmelze in den ungewohnten Ernst in ihrem Gesicht aus: „Aber es wird ein ernster Tag werden. Denn ich spiele nicht mehr.“

In aufwallendem Gefühl drückte der Mann die kleine Hand des Mädchens, das eine Frau geworden war.

„Dank“, sagte er nur.

Schätze zu bergen. Die ererbte Truhe aus Ur-großmutterns Zeiten füllte den Raum einer modernen Diele. Der dreiteilige Kleiderkasten schrank durch die Tür einer modernen Wohnung. Es würde auch vor Irene gähnen. Da man nicht mehr sperriges Seiden- und plüschiges Baumwolle verwendet, allenfalls dünnen Batist, ist die Wäscheausstattung einer eleganten jungen Frau in einem Reisekoffer unterzubringen. Schnitt und Farbe passen sich den Kleidern an — also war man sich eindecken ohne Rücksicht auf die Kleidermode der künftigen Jahre? Auch die schmückende Tischwäsche ist heute dem Wäschekasten unterworfen. Oftmals ist hartes weißes Papier die geschätzte und höflich-käufliche Wandtuch- und Tischläufer ab. Ein Taschentuch von einst hatte die Größe einer modernen Serviette. Nichts mehr von hochgetürmten Stapeln, die in den Schränken zu ordnen eine schwere Leistung von Hand und Arm verlangten. Alles wurde leicht und anmutig gleich den Seidenstrümpfen, an deren Stelle unsere Altmütter dicke selbstgestrickte Zwirnstrümpfe trugen, von denen zuweilen ein Paar ein halbes Pfund wogen.

Die Väter, sollte man daraus schließen, freuen sich nun! Welche Summen ersparen sie! Die heute mühsamer zu erwerben als je... Sparen sie wirklich? Das ist eine volkswirtschaftliche Frage von Bedeutung.

Es sieht so aus. Denn auch an Hausrat schafft man weniger an als einst, in Rücksicht auf die beschränkten Räume, wenn ein junges Paar bei der Hochzeit überhaupt schon zu einer eigenen Wohnung gelangt.

Da eben liegt der Hake im Pfeffer. Die Familienräte streichen einen Posten und legen einen anderen dafür ein. Das ist der Tatbestand, denn eine Witwit ist nicht zu umgehen und der Hauptbestandteil der Witwit heißt heute Wohnung! Man kauft eine Wohnung wie man vordem Wäsche kaufte. Nur daß ein Wohnungskauf erheblich teurer sein kann. Oder man leitet Baukostenzuschuß. Es gelingt dann, einem Ehepaar eine Zweieinhalbzimmer-Wohnung zu verschaffen, in der man sich kaum umgeben kann. Unter Umständen müssen Wohnküche und Schlafkammer ausreichen. Aber die Miete für eine einzige Siedlungswohnung kommt so hoch wie für eine sogenannte Etagenwohnung früherer Zeit.

Früher präs eine Mutter unter der Hand die tolle und umfangreiche Ausstattung ihrer Tochter. Man hat heute an der Mann heiraten wollte, ausserdem ist eben keine moderne Frau

jetzt haben jene Mädchen die besten Ausichten, denen der Vater eine Wohnung verbriefen kann. Ein laufender Mietzuschuß gar ist eine Form der Mitgift, die den jungen Haushalt weitentliche Erleichterung sichert. Denn die Gehälter sind klein, die Verhältnisse durch überall drohenden Abbau unbeständig. Solange die junge Frau mitbedient, bringt man sich durch. Vergrößert sich die Familie und nimmt die volle Kraft der Frau in Anspruch, dann fällt die Miete drückend ins Gewicht.

Trotz aller weitgeöffneten Frauenbrüste — welcher Vater, welche Mutter wünschten nicht doch heimlich, ihre Töchter verheiratet zu sehen, obgleich der Gedanke an die Mitgift wie ein Sorgengepennt den Brautlich beschattet. Nur wenige Haushaltungsvorstände sind so weit schauend, für ihre Töchter schon bei der Geburt eine Versicherung abzuschließen, die ihren bei ihrer Heirat oder Großjährigkeit die für die standesgemäße Ausstattung notwendige Summe zahlt. Es ist ja auch nicht lange her, daß wir wieder mit festen Goldwerten rechneten. Bis vor wenigen Jahren war alles aus den Fugen. Jetzt aber kann man wieder das Gebäude seines Lebens auf festen Grund errichten. Doch mit den Zeiten hat sich auch der Panzerkasten geändert, der in unserer modernen, realen Zeit die Gestalt der Versicherung angenommen hat, und in den man statt des altmodischen, wertvollen Feinvermögens jetzt einfach die monatliche Prämie steckt. So also sind auch jetzt noch die Eltern imstande, für ihre Kinder zu sorgen. Und die Töchter selbst brauchen nicht mehr die schönsten Stunden des Tages über der Nähmaschine zu sitzen, sie können vielmehr ihre Zeit für Sport, Weiterbildung, Wandern und sonstiges nützen. So häßlich sie also auch gleichzeitig Gesundheit und Lebenskraft.

Das lange Kleid

beschäftigt heute die gesamte Damenwelt. Witmaden oder sich der Mode widersetzen ist hier die Frage. In der letzten erschienenen Nr. 7 des Daheim finden wir eine gute Ausführung zu der Frage, die wir hier unter Referat mitteln. Es heißt dort: Alle Moderezeptschriften und die Schaulisten der großen Modehäuser wollen uns weismachen, daß das moderne Abendkleid ganz lang und nicht anders aussehen darf, daß eine Frau, die ein Kleid trägt, das nicht ganz so lang ist, nicht ganz so pompös fällt und nicht ganz so tief ausschnitt ist, eben keine moderne Frau

ist. Und doch entsteht immer noch, wenn ein solches Kleid sich unter geschäftlichen Sterblichen zeigt, eine kleine Sensation. Ein solches langes Kleid ist ein ausgeprochen ganz großes Abendkleid, wie wir es in so enger Begrenzung in den letzten Jahren kaum mehr hatten. Es darf auch nur zu wirklich großen Gelegenheiten getragen werden, — wer sich nur ein Abendkleid kaufen möchte und es auch zu kleinen Gesellschaftlichkeiten anzieht, der darf getrost ein wenig von der Stofffülle, die wieder auf dem Boden herumstapelt, fortlassen. Der komplizierte Schnitt dieser Kleider erfordert eine gute Gehr, sichere Schneiderin, dann in ungeeigneten Händen wird er oft mißverständlich, und es entsteht an Stelle der anmutig liegenden, eleganten Linie ein etwas plummes gewulft Drum und Dran.

Und dann noch eins, verehrte Leserin, wir sind uns doch darüber klar, daß der neue Stil auch der Trägerin neue Verpflichtungen auferlegt. Eine andere Körperhaltung, ein anderes Gehen ist erforderlich. Mit großen weiten Schritten, wie Sie sie vormals bei ihren Einkäufen machen, dürfen Sie abends nicht mehr den Ballsaal durchqueren. Sie werden also umlernen müssen, und das nicht langsam, sondern immer vom Tag auf den Abend, denn über Tag bleiben wir kurz. Lassen Sie sich nicht verführen, ein Volkkleid mit zupfifriger oder unregelmäßiger Länge zu tragen, und auch für den Nachmittag sind die Kleider nur länger — um Gottes willen nicht ganz lang, wie man sie mißverständlicherweise häufig sieht. In den letzten Jahren ist von allen, die sich mehr oder weniger dazu berufen fühlen, immer wieder betont worden, daß das kurze Kleid der vollkommene Ausdruck der modernen Frau sei, daß sie damit zeige, wie praktisch, vernünftig, kameradschaftlich und nicht zuletzt — hygienisch sie geworden sei! Ja, was soll denn dann die Wiederkehr des langen Kleides darstellen? Was sollen die ersten Anfänge der wieder geschnürten Taille bedeuten? Was die schleppende Stofffülle? Sie, liebe Leserin, und ich, wir freuen uns beide über die Rückkehr des damenhafteren Stiles, denn kürzer als in den letzten Jahren ging es ja nun wirklich nicht mehr. Wir wollen nun aber nicht gleich wieder in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Zum Tage gehört das kurze Kleid, am Abend soll es ruhig länger, freundlicher sein — aber so übertrieben wie unser Bild es zeigt, — ja, machen wir das mit? Das Daheim beantwortet die letzte Frage zwar nicht. Aber wir glauben, die Masse der Damen sagt: Nein. Oder sollte die Mode doch obliegen?

Eine ernste Geschichte

Von Fritz Felgen.

Wir sind eine sehr diplomatische Familie. Da ist zunächst meine Frau; sie hat etwas von Bismarck. Ihre Größe liegt in ihrem Blick, eigentlich in ihren Blicken. Von ihrem Tirolisch — der ist so von oben herunter — werde ich stets gerührt. Ihr Lieber-Blick entdeckt meine verdorstensten Dummheiten. Manchmal sagt meine Frau: „Nieder Artur!“ — ja wohl — „Nieder Artur!“ pflegt meine Frau zu sagen — und dann folgt ihr Aus-Blick. Dann ist aber auch alles aus. Meine Frau gewährt dann einen geradezu heldenhaften An-Blick. Dann hat sie noch einen — ja wie sage ich nur — einen Blick-Blick möchte ich ihn nennen. Einen zarten Abgang von ihm besitzen die Schlangenzähner. Von ihm bin ich stets erschlagen. Künstlich, meine Herrschaften, meine Frau ist damit geboren: erkennen kann man so etwas nicht. Ihre Blicke wirken am meisten bei mir. Das macht die Harmonie, die sich durch eine jahrelange glückliche Ehe entwickelt hat.

Nun zu mir. Ich habe etwas, nein, viel sogar von Wollke. Ich bin nämlich der große Schmeißer, wenigstens meiner Frau gegenüber. — Unsere Kinder haben etwas davon bedien. Wir gegenüber sind sie mehr Bismarck, meiner Frau gegen über mehr Wollke.

In politischen Dingen, ich meine in familiär-politischen Dingen, ist meine Frau rückständig. Sonst macht sie die Mode allerdings mit. Des parlamentarischen Systems findet ihren Beifall nicht. Wir sind mehr der Diktatur, und meine Frau ist der Diktator. Die inneren Angelegenheiten habe ich ihr abgetreten, weil die nun mal einer Frau gehören, und die äußeren, weil sie den gewaltigen Blick hat. Sie meinen, ich hätte nichts zu sagen. Da sind Sie gewaltig im Irrtum. Ich darf immer meine Meinung äußern; freilich erst nach meiner Frau, und wir haben dann die Meinungsverschiedenheiten.

Neulich sagte meine Frau: „Nieder Artur, morgen nachmittag um vier Uhr möchte ich ein paar Schuhe kaufen. Du kommst also wohl eine Stunde vor Kontorloß heim, um mich zu begleiten; denn ich möchte deine Meinung beim Kauf hören.“ Ich schwieg; denn erstens entspricht das meiner Natur, und zweitens dachte ich an die Auseinandersetzung mit meinem Chef wegen des frühen Heimgehens. Da konnte mit meine Frau einen Blick-Blick und sagte recht vernünftig: „Am.“ Dieses „Am“ klingt so, als wenn Napoleon gesagt hätte: „Die Könige, Verträge usw. haben sich zu ihren Truppen zu begeben.“ Ich antwortete also kurz: „Ja, wohl!“ Sie sehen also: Kurz wie Wollke! Am anderen Nachmittag um vier Uhr fragte ich meinen Chef, ob ich heimgehen könne, da mir nicht wohl sei. Wir war tatsächlich nicht wohl, da das Schuhkaufen, selbst in Begleitung meiner lieben Frau, nicht meine starke Seite ist.

Also um 4 1/2 Uhr kam ich nach Hause, und um 7 Uhr gingen wir bereits ins Geschäft. Immer pünktlich! Der Geschäftsführer hatte jedoch eben abgeschlossen, aber ein Blick meiner Frau — er wirkte sogar durch die dicke Glasdeibe — und wir standen im Boden. Sie glaubte gar nicht, wieviel Schachteln dort standen. Witte, keine Zweideutigkeiten! Ich meine wirkliche Schuhschachteln, nicht etwa die Verkäuferinnen; denn die waren jung und schön. Ich habe einer sogar zugelächelt, aber hinter dem Rücken meiner Frau. Die ist nämlich nicht für die übergroße Freundlichkeit gegen das Ladenpersonal.

Meine Frau gab den Feldzugsplan: „Also Fräulein, ich bin ganz leicht zu bedienen. Ich möchte ein Paar bequeme Schuhe. Bequeme, Fräulein, das ist alles.“ Das Fräulein nahm Maß und brachte ein Paar schwarze Schuhe. Meine Frau probierte. „Sie passen!“ sagte das Fräulein. „Was meinst Du, Artur?“ fragte meine Frau. Ich überlegte: Das erste Paar Schuhe kann nicht passen, darf nicht passen! Laut sagte ich dann: „Sie passen nicht!“ Da sandte mir meine Frau einen Tief-Blick und hauchte: „Sie passen!“ Ich berichtigte also meine Meinung und meinte zu dem Fräulein: „Natürlich passen die Schuhe; die nehmen wir.“ Darauf Aus-Blick meiner Frau und ein bestimmtes: „Die Schuhe nehmen wir nicht! Sie passen nicht zu meinen Strümpfen.“ „Fräulein“, sagte ich, „die Schuhe können wir unmöglich nehmen, dann mußte meine Frau ja neue Strümpfe kaufen.“

Nun folgten braune Schuhe, graue Schuhe, blaue Schuhe und Schuhe in Farben, die es überhaupt nicht gibt. Sie gefielen nicht. Meine Frau meinte, die Auswahl im Laden wäre nicht groß und erklärte dem Fräulein: hier als auch die im Studio — darunter in Ka-

„Nur ein Paar bequeme Schuhe!“ Neue Schuhe kamen. Sie passten nicht. Da nahm ich ein Paar, die meine Frau schon zweimal angepaßt hatte, langte sie ihr hinüber und sagte dem Fräulein: „Barum zeigen Sie diese denn nicht?“ „Sie passen!“ riefen 88 Mark. Meine Frau wollte fünf Mark anbahnen und die Schuhe mitnehmen. Das Fräulein meinte, das ginge nicht. Ich ließ den Geschäftsführer kommen. Der Mann trug eine Warze auf der Nase und war auch sonst unliebenswürdig. Er sprach von Geschäftsprinzip und verlangte Barzahlung. Es folgte ein Blick-Blick meiner Frau aber der Geschäftsführer war nicht erschlagen. Den Blick wart die Warze zurück. Ich glaube, ich lasse mir auch eine Warze wachsen. Um acht Uhr verließen wir das Geschäft, begleitet von vielen Segenswünschen. Vor der Tür traf ich meinen Chef. Er grüßte. Ob der rote Kerl wohl gar noch über mein Unwohlsein lachte?

Mary Pickfords Landhaus in Beverley Hills

Eindrücke, die ich in „Pickfair“ gewann. — Vertrauliche Gespräche mit dem erklärten Liebhaber der ganzen Erde.

Von Rathleen Usher.

Als mein kleiner Wagen über die geraden, glatten kalifornischen Straßen Beverley Hills zuruckfuhr, kam es mir zum Bewußtsein, welcher Vorzug mir dadurch zuteil werden sollte, daß ich Besucher in „Pickfair“ sein durfte. Denn das Heim Mary Pickfords und Douglas Fairbanks — des „Austerehepaars“ von Hollywood — ist der Treffpunkt von Auserwählten. Der Anspruch seiner Besitzer auf die Führung im gesellschaftlichen Leben ist unbefristet, ihr Vorrang auch der europäischen Aristokratie gegenüber steht außer Frage.

Wenn ein Prinz von Geblüt, ein Minister oder ein berühmter Schriftsteller die kalifornische Küste besucht, so ist seine gastliche Aufnahme in „Pickfair“ ganz selbstverständlich, und die Bitte der übrigen Eingeladenen wird dann ebenso sorgfältig unter die Lupe genommen wie das Verzeichnis derjenigen, die bei Hofe vorgestellt werden sollen. Frau und Herr Fairbanks bilden tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, das königliche Haus von Hollywood.

„Pickfair“ ist typisch für Mary und Doug — wie die beiden genannt werden. Obwohl es die Harmonie und Gastfreundschaft selbst ist, hält es sich doch ein wenig entfernt von den anderen Häusern. Von einem Hügel aus überblickt es das Tal. Sein Baustil fügt sich den klimatischen Eigentümlichkeiten Kaliforniens an. Flügel und Vorbauten springen hervor, um jeden Sonnenstrahl zu erhalten. Weiße schattige Veranden mit grünen Korbmöbeln und bunten Stoffen, hängenden Körben voll Farne und einer Reihe fröhlicher Kanarienvögel, laden zum süßen Nichtstun ein.

Ein Schwimmbad reizt, ins Kühle zu tauchen und ein Boot mit leuchtenden Rufen ruft nach Weidlingen, die sich ihm andervandern wollen. Rund um einen großen herzförmigen freien Platz breiten sich grüne Flächen mit Rodgas und Wollke. Hinter dem weißen Giebel des Hauses kann ich einen Blick auf einen reichen Obgartener werfen, auf gut gepflegte Gemüsepflanzen, auf Ställe, Anbauten, Hundezwinger und Caragen, deren vertraute Umrisse ich sicher schon in dem einen oder anderen von Marys Filmen gesehen habe.

Das Haus strahlt mit zwei freundliche Arme zum Willkommen entgegen, den West- und den Südfügel. Die Haupttür liegt unauffällig und etwas versteckt im Hintergrund, in Arne des großen Z, das durch den Grundriß des Gebäudes gebildet wird.

Auf dem Hofen gegenüber den Westfenstern findet sich die einzige Statue, die „Aufgehende Sonne“, die — so viel ich weiß — gelegentlich der Ausstellung zu San Francisco im Jahre 1915 zum ersten Mal gezeigt wurde.

Die Eingangshalle — die Regelmäßigkeit ihrer blauen und weißen Marmor wird durch bunte orientalische Teppiche belebt — führt unmittelbar in den Wohnraum.

Ein Stimme begrüßt mich, als ich auf der Schwelle einen Augenblick zögere. Sie gehört Mary. Hierlich und mit ausgeludtem Gesichtsmaske gekleidet tritt sie mit einem Manuskript in der Hand entgegen.

„Ich habe noch Zeit, aber mein Heim zu genießen.“ Marys Stimme ist gedämpft und angenehm moduliert. Ihr Lachen klingt wie eine Glocke. Sie sieht etwas blaß aus — eine Folge des dauernden Schminkens für den Film, welches Opfer alle Angehörigen dieses Berufes bringen müssen. Doch außerhalb der Aufnahmen benutzt Mary kein Mittel, um das Auge zu täuschen.

„Mehr als einmal“, fährt sie fort, „habe ich täglich zehn Stunden arbeiten müssen, und auch das Leben eines Filmstars ist nicht ohne alle Nadelstiche. Gestern fuhr ich mit Douglas vom Studio nach Hause. Da hielt uns ein Schuttmann an, als wären wir Verbrecher. Dabei bin ich überzeugt, daß wir nicht rächer als zwanzig Meilen in der Stunde fuhrten, weil ich Douglas alles erzählt, was mir am Tage passiert war, und um mich anzuhören, bedurfte er sicher beider Ohren. Der Schuttmann kannte uns wohl. Aber er hängte uns vielleicht gerade deswegen ein Strafmandat an.“

Alles in „Pickfair“ zeigt vollendeten Geschmack. Bilder, Bücher, Möbel, alles verrät die Persönlichkeit der Besitzer. Im Wohnzimmer hängt eine Reihe Originalbilder von Frederick Remington, dem bekannten Schilderer indischen Lebens. „Dieses Zimmer“, erklärt mir Mary, „kann im Handumdrehen in einen Vorführungsraum umgewandelt werden, denn nach dem Abendessen sehen wir uns stets einen Film an, und dazu laden wir auch unsere Dienstboten ein. Zu Gesellschaften gehen wir selten. Unser größtes Vergnügen ist es aber, unsere Freunde bei uns zu bewirten.“

Dann zeigt mir Mary einige ihrer Schätze, seltene Geschenke von Büchern mit eigenhändigen Widmungen der Autoren. Am oberen Rand nimmt den Ehrenplatz an der Wand ein Krummschwert in Eisenbeschläge ein, das der Kaiser von Japan einst Mary und Douglas überreicht hat. Marys Zimmerflucht ist laubendelbarten gehalten mit stumpfgrünen Möbeln. Auf dem Frischfisch liegt ein Necessaire aus massivem Gold. In Douglas' Schlafzimmer steht ein großer schwarzer Kleiderkasten, mit bunten Papageien bemalt, der einen angenehmen Gegenatz zum sonstigen ruhigen Grün bildet.

„Hier sehen Sie eine meiner besonderen Liebhabereien“, geht mir Mary nun und führt mich in ihre Wäschekammer, wo mit der größten Sorgfalt behandeltes irisches Seinen, Tafeltücher, Tischläufer und andere Wäsche frucht aufgehängt liegen.

Marys Haus ist mit allen jenen erstaunlichen Hilfsmitteln versehen, die von Technikern eronnen werden konnten, von der elektrischen Wäschmaschine im Keller mit dem Schlafkammer und dem Bad für die Wäscherin bis zum sinnreichen Alarmsystem gegen Einbrecher, das unmittelbar mit der Polizeiwache verbunden ist.

Die Räume der Dienstboten bilden eine kleine Welt für sich. In einem Häuschen wohnt der Haushofmeister, und ein zweiflügeliges Gebäude enthält oben die Räume für die Mädchen und unten für die Diener. Es birgt im ganzen acht Schlafkammer, vier Badezimmer, einen sehr gut ausgestatteten Wohnraum und eine Bibliothek.

„Einen guten Teil der Vorbereitungen, die ich für meine Filmarbeit nötig habe, treffe ich hier im Hause.“ Dabei weist Mary auf einen Haufen Papiere, die eben ein Bote aus dem Studio brachte. „Besprechungen wegen meiner Toilette, Proben und Erläuterungen der Handlung erfolgen hier, bis mit den Aufnahmen begonnen werden kann. Douglas und ich machen es uns zur Pflicht, zusammen zu speisen, und jeder, der geschäftlich mit uns zu tun hat, ist angewiesen, uns nicht beim Abendessen zu stören. Denn wenn der Tag vorüber ist, wollen wir nicht an unsere Sorgen und Mühe wegen des Films denken.“

Dann fährt Mary mit erkühnter Bergweisung fort: „Douglas ist ein Mann und hat als solcher die Angewohnheit, jeden mitzubringen, der ihm gerade einfällt. Eines Abends kam ich aus meinem Zimmer, um ein Dugend Bretzbooger zu finden, die auf mich warteten, große Bengel mit geschlageneen Haaren und Ohren wie Blumenkohl, Sieger in manchen Kämpfen, aber belmahe erschrocken über das, was sie eine höchst überflüssige Menge an Bestechen und Gehälter nannten.“

„Wir leben sonst ruhig hier auf unserem Hügel“, setzt Mary hinzu und steht liebevoll auf Hollywood hinunter. „Sie können erzählen, daß in der Zeit, da wir einen Film vorbereiten, die Handlung dazu unter einander Geheißer ist, denn wir leben Tag und Nacht mit ihr.“